

Gustav (II.) Adolf als Feldherr

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **85=105 (1939)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-16220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kriegerischen Schaffens, zeigt den durch keine Abwehrmassnahmen aufzuhaltenden Ansturm der Spiessträger; aber diese rücksichtslose Sturmtaktik führt zu den blutigen Verlusten von Mariano, von Bicocca, von Pavia. Noch einmal flackerte das sterbende Flämmlein bei Ceresole d'Alba (1544) auf, trotzdem war nun die Führung an die Feuerwaffe übergegangen.

Im Lande klassischer Kriegskunst musste die überraschende schweizerische Taktik ihren Einfluss geltend machen. Dieser war mannigfach. Neben den rein taktischen Folgen zeigten sich solche organisatorischer Art. Ein Visconti, ein Cesare Borgia, durften es sich leisten, ihre Untertanen zu bewaffnen und, den Eidgenossen ähnlich, gegen den Landesfeind in Gewalthaufen einzusetzen. Aehnlich handelte Venedig in der Romagna. Gerade hier zeigte sich aber auch die Gefahr dieser Organisation. Gewalthaufen sind der Panik unterworfen, einmal zersprengt, fehlt jedes fernere Widerstandselement. 1504 ging die Romagna den Venezianern verloren; nicht die Soldaten hatten versagt, wohl aber die Führung.

Max F. Schafroth, Oberstlt.

Gustav (II.) Adolf als Feldherr

Von *Olle Normann*, Major und Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung des schwedischen Generalstabes zu Stockholm.

Gustav Adolf hatte bei dem Aufbau seiner militärischen Organisation auf den von seinen Vorgängern gelegten Grund zu bauen. Der Wert der bestehenden Einrichtungen der Wehrmacht lag vor allem in dem nationalen Charakter der Hauptwaffe des Heeres, der Infanterie, und der Besatzung der Flotte, die auf der *allgemeinen Wehrpflicht* beruhten. Dadurch konnte die Wehrkraft des Volkes zum äussersten ausgenützt werden. Dagegen waren die Möglichkeiten zur Anschaffung von Kriegsmaterial anfangs sehr begrenzt, aber dank der Massregeln des Königs zur Beförderung der Kriegsindustrie und des Schiffsbaues wurden bald günstige Bedingungen zur Versorgung der einheimischen Wehrmacht geschaffen. Damit war für die quantitative Entwicklung derselben hinreichend gesorgt. Dagegen hatte sich die Qualität der einheimischen Truppen in den vorhergehenden Feldzügen wenig bewährt.

Durch die Macht der Verhältnisse wurde Gustav Adolf vor die schwere Aufgabe gestellt, als *Organisator* hervorzutreten, ehe er als Feldherr diejenige Erfahrung gesammelt hatte, die allein das theoretische Wissen befruchten kann. Zufolge des Mangels an einer lebenskräftigen nationalen militärischen Kultur sah er

sich auch gezwungen, den Impuls zu seiner Tätigkeit in ausländischen Vorbildern, zunächst der *niederländischen Kriegskunst*, zu suchen. Mit der Konsequenz, die das militärische Denken Gustav Adolfs kennzeichnete, nahm er dabei eine gewisse Gefechtsorganisation als Ausgangspunkt, um von da zu einer passenden Organisation der Truppenverbände zu kommen. Er begann also mit der von ihm selbst verbesserten niederländischen Gefechtsform und prüfte diese in seinen Feldzügen. Prinzipiell zeigte es sich, dass die Auffassung des Königs, die Gefechtsform betreffend, die richtige war, und es bedurfte nur einer den allmählichen Erfahrungen gemäss vorgenommenen Retusche, um ihr das endgültige Gepräge zu geben.

Der leitende Gedanke, jetzt allgemein anerkannt, aber damals meist ausser acht gelassen, war die Uebereinstimmung zwischen der Gefechtsorganisation (taktischen Organisation) und der Organisation der Verbände, wobei die Möglichkeit einer geschmeidigen Gefechtsführung besonders beachtet werden sollte. Die dabei geschaffenen niederen Gefechtseinheiten, die also zugleich ständige Truppenkörper sein sollten, waren die Schwadron (das Bataillon) und das Feldregiment, die beim Fussvolk sowohl als bei der Reiterei aus vier, beziehungsweise acht Kompagnien bestanden. Bei der Infanterie gab es anfangs ausserdem eine höhere taktische Einheit, das Land-(Gross-)regiment, welches aus drei Feldregimentern bestand. Zur Verwendung im Felde kam aus praktischen Gründen das Landregiment jedoch niemals. Schon der Garnisonsdienst in den okkupierten Gebieten erforderte zahlreiche, auf verschiedene Orte verteilte Verbände, weshalb das Feldregiment und die Schwadron sich als am meisten zweckentsprechend erwiesen. Dies war auch der Fall, was die verhältnismässig geringe Feldarmee betraf. Das Landregiment, welches also anfangs, der vorbildlichen niederländischen Schule gemäss, den höheren taktischen Verband ausmachen sollte, übte während seines Bestehens deshalb nur die Funktion einer administrativen Einheit unter friedlichen Verhältnissen im Heimatlande aus.

Unerlässlicherweise musste dies Organisieren und Prüfen trotz aller darauf angewandten Energie zeitraubend sein. Erst im Jahre 1628 kann beides als abgeschlossen gelten. Erst zu dieser Zeit hatte der Organisator das Instrument des Feldherrn fertig. Schon dieser Umstand macht die Vorsicht erklärlich, mit der Gustav Adolf die livländischen und preussischen Feldzüge vollführte. Das Heer hatte vor dieser Zeit noch nicht die zu einer Entscheidungsschlacht erforderlichen Eigenschaften. Dabei war es vor allem die erklärliche langsame Entwicklung der Reiterei, bei der die Regimentsorganisation erst mit den Jahren 1628 bis

1629 (in Finnland sogar später) durchgeführt wurde, die die Schlachtentaktik des Königs beeinflusste. Im Kampfe gegen eine Armee wie die polnische, deren Hauptwaffe aus der Kavallerie bestand, musste man, in Mangel einer eigenen hinlänglichen Reiterei, versuchen dieser Ungelegenheit entgegenzuwirken. Das Streben danach gab der Schlachtordnung ein stark defensives Gepräge, was besonders in der Gruppierung der Infanterie zum Vorschein kam. Denn diese konnte nicht stets auf Unterstützung durch Kavallerie rechnen. In rein abwehrender Absicht entstand dadurch jene keilförmige Aufstellung der Schwadronen (Bataillone), wodurch die Infanteriegruppen den oft beschriebenen Charakter einer wandernden Festung bekamen. Man hat die Zwangslage, die zu diesen kunstmässigen Formen führte, früher wenig beachtet, weshalb denn auch die ältere Periode der Schlachtentaktik des Feldherrn ungünstig beurteilt und verkannt worden ist. Immerhin hatte die Schlachtordnung Gustav Adolfs in dieser ersten Periode einen unverkennbar oranischen Charakter.

Erst als mit dem Jahre 1628 die quantitative Unterlegenheit der schwedischen Kavallerie — hauptsächlich durch Anwerben deutscher Reiterregimenter — verschwand, bekam Gustav Adolf freie Hand zum Einführen seiner neuen selbständigen Taktik. Als die Reiterei derjenigen des Feindes gewachsen war, wurde es möglich, die Infanterie von den tiefen, defensiven Gruppierungen, die vorher das freie Manöver des Fussvolks gehemmt hatten, zu befreien. In der neuen Gefechtsorganisation der Infanterie ergriff der König wieder die mit den Landregimentern verbundene taktische Idee einer höheren Einheit. Es ist die berühmte Brigade Gustav Adolfs, die damit ihren Eintritt in die schwedische Schlachtordnung nimmt. Seine eigenen Erfahrungen kamen darinnen zum Ausdruck. Die Schlachtordnung bekam ein festes und einfacheres Gepräge als zuvor, und zugleich wurde die Beweglichkeit sehr verstärkt. Mit den Infanteriebrigaden konnte man der wechselnden Lage gemäss auf dem Schlachtfelde ordentlich manövrieren. Bei der Kavallerie aber behielt Gustav Adolf das Regiment, aus zwei Schwadronen (wie bei der Infanterie zu je vier Kompagnien) bestehend, als höchste taktische Einheit. Die Organisation dieser Waffe war also von Anfang an so wohl erwogen, dass keinerlei Aenderungen erforderlich wurden.

Durch die neue formelle Taktik und mit gründlicher Ausbildung gelang es dem König, der schwedischen Armee eine Manövrierfähigkeit weit über das gewöhnliche Mass beizubringen. Dazu kam die hohe Feuertechnik und das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen. Das Bedürfnis der Kavallerie nach grösserer Feuerkraft, als diejenige, welche die Pistolen der Reiter schenken

konnten, wurden schon zu Anfang der Reformen Gustav Adolfs durch zugeteilte Abteilungen von Musketierern sichergestellt. Dadurch wurde der Kavallerie ihre natürliche Gefechtsweise, die Attacke mit der blanken Waffe, wiedergegeben. Die schwedische Reiterei wurde durch diese Technik einem Gegner, der das Feuer der Infanterie und Kavallerie nicht miteinander zu vereinigen verstand, an defensiver wie offensiver Kraft überlegen. Die Feuerkraft der Infanterie wurde schon in den ersten Feldzügen in Preussen durch Beigabe einer speziellen Infanterieartillerie bedeutend erhöht. Man nannte die dem Fussvolke beigegebenen leichten Kanonen Regimentsstücke. Die erst verwendeten sog. Lederkanonen, welche sich nicht bewährten, wurden jedoch von metallenen Stücken ohne Lederüberzug ersetzt. Auch der schweren Artillerie wurde durch Verbesserung des Materials eine früher unbekannte Beweglichkeit und Feuerkraft gegeben. Sie konnte das Gefecht der beiden anderen Waffen wirksam unterstützen. Durch ein zweckmässiges Zusammenwirken der drei Waffen war die Feuertechnik zu einer für die Zeit höchsten Vollendung getrieben und bildete die grundlegende Vorbereitung zum Einbruch mit der blanken Waffe. — Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde, höchste Wirkung im Angriff und in der Verteidigung, dies waren die Kennzeichen der neuen schwedischen Taktik. — Im grossen ganzen war das Heer in Schlachtordnung jetzt auf zwei voneinander getrennten Treffen (Linien) verteilt. Das zweite Treffen bildete die Reserve, mit welcher der Feldherr den Gang des Gefechtes beherrschen, die Absichten des Feindes durchkreuzen und seine eigenen durchsetzen konnte. Der König als Organisator und Ausbilder der Truppen hatte dem König als Feldherrn die feste Grundlage zum Sieg in der Schlacht gegeben.

Währenddem Gustav Adolf als Organisator und Taktiker die Impulse zur Heeresorganisation und deren Verwendung in der Schlacht aus der niederländischen Schule holte, standen ihm behufs seiner Ausbildung in der operativen Kunst des Feldherrn die gesammelten Erfahrungen sowohl der *niederländischen* als auch der *spanischen Schule* zur Verfügung. Und diese beiden in taktischer Hinsicht so verschiedenen Systeme stimmten dagegen, was die Kriegsführung in ihren grossen Zügen betraf, merkwürdig überein. Kennzeichnend für die kontinentale Kriegskunst war ihre Stellung zu dem Gipfelpunkte der Operationen, zur Schlacht. Die reichlichere Ausrüstung an Feuerwaffen erzeugte eine tief wurzelnde Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Verteidigung gegenüber dem Angriff, und der Ausgang einer Feldschlacht erschien dem Angreifer als eine sehr zweifelhafte Sache. Derjenige, der einer Schlacht ausweichen wollte, hatte nur ein be-

festigtes Lager zu beziehen. Ein solches besass im allgemeinen gegenüber der Artillerie der Zeit eine so grosse Widerstandskraft, dass es schwerlich ohne sehr zeitraubende Vorkehrungen zu bezwingen war. Die Schlacht war die «ultima ratio», zu welchem ohne zwingende Gründe kein Feldherr, der nicht grosse Aussichten auf Erfolg hatte, greifen wollte. Zu dieser vorsichtigen Kriegsführung trugen auch andere Ursachen bei, als die mehr oder weniger unsichere Stellung des Heerführers zu seinem obersten Kriegsherrn und die inneren Eigenschaften der Heere. Es war schwer, die aus verschiedenen Nationalitäten bestehenden Söldnertruppen, kaum irgendwo durch wirklich feste Disziplin zusammengehalten, ohne bedeutendes Risiko einer sehr verlustreichen Kriegsführung auszusetzen. Besonders aber waren die — mit Ausnahme bei den Generalstaaten — fast stetigen Schwierigkeiten bei der Auszahlung des Soldes in dieser Hinsicht hinderlich, denn von der Bezahlung hing zumeist die Willigkeit der Truppen sich überhaupt zu schlagen ab. Zufolge dessen konnte der Feldherr kaum die Entscheidung suchen, ohne zuvor im Kriegsrat sich von der Meinung seiner Untergebenen und der Haltung der Truppen überzeugt zu haben.

In der kriegswissenschaftlichen Literatur der Zeit war man sich auch darüber einig und viele Bedingungen sollten erfüllt sein, ehe man den entscheidenden Schritt wagen durfte. Man ging also selten darauf aus, den Gegner zu einer Entscheidung zu zwingen. Die Schlacht entstand unter gewissen günstigen Umständen als ein oft ziemlich freistehendes Moment der Kriegsführung. Sie war neben anderen, weniger gefährlichen und deshalb besseren nur eines von den Mitteln zum Zweck. Durch Eroberung einiger wichtigen Festungen, durch Okkupation bedeutungsvoller Gebiete konnte der Heerführer in den meisten Fällen seinem Kriegsherrn ein hinlängliches Pfand als Grundlage zu kommenden Friedensverhandlungen verschaffen. Die geographischen Gesichtspunkte traten also in den Vordergrund, es lag in der Natur der Sache, dass die Feldzüge sich meist um den Besitz der Festungen, welche das darumliegende Gebiet beherrschten, drehten. Durch Operationen gegen die Verbindungen des Feindes konnte dieser zum Rückzug gezwungen werden, ohne dass man zu dem Ausweg einer Feldschlacht zu greifen brauchte. Durch eine Gegenoffensive gegen einen wichtigen Ort oder besonders empfindlichen Teil der Lande des Gegners konnte man auch diesen bewegen, von seinem Ziel abzulassen, um z. B. einem gefährdeten Gebiet zum Entsatz zu Hilfe zu eilen. Diese sog. Diversionen waren die häufigsten Operationen der Feldzüge.

Grössere Feldschlachten kamen also selten vor. In den Befreiungskriegen der Niederlande wurde in der Periode 1576 bis

1632 (in den Jahren 1608—1620 war jedoch Stillstand) nur *eine* Schlacht geschlagen, bei *Nieuport* im Jahre 1600, und diese führte nur zu einem taktischen Erfolg der Niederländer. Wohl war in der ersten Periode des Dreissigjährigen Krieges die Gefechts-tätigkeit lebhafter. Es ging um das Dasein und das Bekenntnis der protestantischen Lande, und unleugbar war auch der Feldherr der Liga, *Tilly*, ein kühner Taktiker, eine Ausnahme von der Regel. Denn so bedächtig und methodisch er manövrierte, so *wollte* er doch die Schlacht. Dagegen war *Wallenstein* der geborene Manövrierstrategie, der prinzipiell einer Schlacht auswich. Während seiner Feldherrnlaufbahn hat er überhaupt keine Angriffsschlacht geschlagen.

Naturgemäss trat Gustav Adolf nicht von Anfang an als Meister der Kriegskunst und Schlachtenleitung hervor. Schon seine Jugend liess das nicht zu. Als treuem Schüler des niederländischen Systemes, in welchem er erzogen wurde, diente ihm die oranische «Festungsstrategie» als Vorbild. Es war nur natürlich, dass der noch unerfahrene junge Fürst Wege betrat, die von allen Kriegskundigen als zweckmässig angesehen wurden. Als er aus eigener Erfahrung urteilen konnte, und in dem Masse, wie die von ihm geschaffene Organisation des Heeres Fortschritte machte, hat er diese Wege verlassen. Vor allem war es ihm daran gelegen, langwierige Belagerungen zu vermeiden. Durch ein verkürztes Angriffsverfahren suchte er die Festungen rasch zu bezwingen. So bei Demmin und Frankfurt an der Oder. Wenn es nicht gelang, wie bei Ingolstadt, liess er von der Belagerung ab. Die Feldarmee sollte und durfte sich nicht festrennen. In der Schlachtentaktik aber trat er als Schöpfer hervor.

Immerhin stand der König während der Lehrjahre in den russischen und polnischen Kriegen noch ganz unter dem Eindrucke des Okkupationsverfahrens und der Manövrierstrategie. Er erlernte dabei den Wert und die Notwendigkeit einer sorgfältigen Basierung und wusste ausgiebig den Vorteil eines überraschenden Auftretens zu verwerten. Es fehlen auch nicht Ansätze, die Entscheidung zu suchen, aber die Machtmittel des Königs reichten weder quantitativ noch qualitativ dazu aus. In der gegebenen Lage war die vorsichtige, methodische Kriegsführung zweckentsprechend, und sie führte auch zu dem möglichst besten Resultate. Und ein Fundament der Kriegsführung hat der König sich von Anfang an zu eigen gemacht und stets mit unerschütterlicher Konsequenz angestrebt — die *volle Kommandogewalt* in Kriegssachen. Er war tief durchdrungen von der Notwendigkeit einer *einheitlichen Kriegsleitung*.

Der *deutsche Krieg* stellte Gustav Adolf vor Aufgaben, die im Vergleiche mit der vorhergehenden Tätigkeit als schier über-

menschlich gelten mochten. Der Kaiser und die Liga beherrschten Deutschland. Vergebens hatte der König es versucht, diese Katastrophe durch seine Politik zu verhüten. Was er im Verein mit anderen protestantischen Mächten hatte ausführen wollen, musste er jetzt allein tun oder in jedem Falle anfangen. Aber zufolge einer Reihe von ungünstigen Umständen war die Expeditionsarmee, die er bei seiner Landung in *Pommern* zur Verfügung hatte, sogar kleiner als diejenige, mit der er einst zu der Belagerung *Rigas* schritt. Und doch unternahm er das ungeheure Wagnis. Dieses zeugt von einem mächtigen Vertrauen in die eigene Kraft und einem eisernen Willen, der vor nichts zurückschreckte.

Wie sollte er in dieser Lage den Krieg führen? Ein rascher Vormarsch mit darauffolgender «Entscheidungsschlacht» hätte ohne Zweifel angesichts der Stärkeverhältnisse in der Tat nichts entschieden. Eine schwedische Offensive hätte sehr bald den Gipfelpunkt erreicht, und ein verhängnisvoller Rückschlag wäre sicher gewesen. Die Folge davon konnte nur eine sein: Untergang des Protestantismus und wohl auch derjenige Schwedens. Gustav Adolf hatte nichts anderes zu tun, als sich an der Küste, wo ihm die Flotte den Rücken deckte, gehörig festzusetzen und seine Operationsbasis methodisch auszubauen bis zu dem Augenblicke, da er durch Vermehrung seiner Machtmittel zu kühneren Operationen greifen konnte. Er mochte wollen oder nicht, das Okkupationsverfahren war das am meisten zweckentsprechende. Und so wurde denn auch durch die Macht der Umstände der Feldzug bis zur Schlacht von *Breitenfeld* mit einem bewundernswerten Ausnutzen der strategischen Möglichkeiten zu einem fortlaufenden Ausbau der Operationsbasis.

Bei diesem schweren Anfang hatte Gustav Adolf ohne Zweifel Glück, wer wollte es verkennen? Die äusseren Umstände begünstigten ihn auf eine seltene Weise. Das erprobte Heer der Liga lag abseits und kümmerte sich nicht um den speziellen Feind des Kaisers. Das mächtige Heer Wallensteins war verzettelt und in den Anfängen der Zermürbung. Zu Regensburg haderten Kaiser und Fürsten, und der Feldherr des Kaisers, der einzige, der die Gefahr würdigte, wurde entlassen.

Immerhin musste der König mit einer erdrückenden numerischen Ueberlegenheit beim Feinde rechnen. Auch ohne Rücksichtnahme auf die Theorien der Zeit war also die vorsichtige Kriegsführung des Königs vor Breitenfeld von den Verhältnissen geboten. Durch zweckentsprechende Diversionen, schnelle überraschende Vorstösse, kühne Handstreichs und geschickte Verwendung des verschanzten Lagers konnte der König sich angesichts eines im grossen ganzen sehr überlegenen Gegners nicht nur behaupten, sondern grosse Fortschritte machen. Mit uner-

müddlicher Ausdauer und ohne grosses Risiko befestigte er seine Stellung im Reich. Ein Rückschlag von der Art, wie er den Dänenkönig getroffen hatte, musste um jeden Preis vermieden werden. Und dennoch hat er auch zu dieser Zeit die Entscheidung gegen Tilly mehr denn einmal gesucht. So bei Neu-Brandenburg, Magdeburg und Werben. Jedoch ungünstige Verhältnisse verschiedener Art hielten ihn doch zuletzt davon ab.

Aber die Lage änderte sich mit dem Angriffe Tillys auf Sachsen. Die geplante Vereinigung der evangelischen Stände Deutschlands unter der Führung des Königs, ja überhaupt die Stellung Gustav Adolfs auf deutschem Boden, standen auf dem Spiel. Es gab nur eine Möglichkeit, das begonnene Werk zu retten — ein entscheidender Sieg auf dem Schlachtfeld. Und gleichzeitig bekam der König durch den Anschluss Sachsens die dazu erforderlichen Mittel. Die lange Zeit des Verharrens war vorbei, wie der Blitz fiel bei *Breitenfeld* der entscheidende Schlag. Er war früher nicht ausführbar gewesen. Breitenfeld war die Frucht des langen Ausharrens, der zähen Ausdauer. Auch in der Geschichte der Kriegskunst bedeutet die Schlacht durch ihre unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen den Durchbruch einer neuen Epoche. Das nationale stehende Heer, die wirksame Feuertechnik und die neue Taktik hatten ihre endgültige Probe bestanden. Sie bilden die Grundlagen, auf denen die Kriegskunst der neuen Zeit aufgebaut worden ist.

In der Schlacht bei Breitenfeld hatte der Feldherr sein Heer und sich selbst in einem Entscheidungskampfe gegen den berühmtesten Schlachtenlenker und die erprobteste Armee des Kontinents geprüft. Sie hatten die Probe bestanden, hatten den Feind, noch dazu unter sehr ungünstigen Verhältnissen — die Niederlage der Sachsen —, aufs Haupt geschlagen. Gleichzeitig wuchsen auch die Machtmittel des Königs zufolge Anschlusses neuer evangelischer Stände, Erweiterung der direkt beherrschten Gebiete, vergrösserter Werbemöglichkeiten und besserer Versorgung mit Geldmitteln. Naturgemäss wuchsen auch das Selbstvertrauen des Königs und sein Zutrauen zu den Fähigkeiten seiner Unterführer und den Leistungen des geübten, erprobten Heeres. Kurz, es wurde Zeit, die grosszügigen Pläne von einem den ganzen Krieg entscheidenden Feldzug, die dem König schon lange vorschwebten, ins Werk zu setzen. Nicht doch, dass Gustav Adolf seinen methodischen Vormarsch und die äusserst sorgfältige Basierung, die diesen charakterisierte, aufgeben hätte, aber die bedächtige Erwägung war mit einer grosszügigen Kühnheit gepaart, die ja im ganzen Wesen des Königs lag, die er aber vorher zufolge der Umstände hatte zurückhalten müssen. Wie recht Gustav Adolf mit seiner sorgfältigen Basierung getan hatte, zeigte

sich übrigens in klarem Licht im Zuge nach Franken, wo sein kühner Vorstoss schon bei Würzburg kulminierte und der König sich während eines Monats in einer recht schwierigen Lage befand. Unleugbar kühn war auch die Basierung auf Süddeutschland, die zu Ende des Jahres 1631 und Anfang 1632 vollführt wurde, der Zug nach Bayern im Frühjahr 1632, das Beziehen des verschanzten Lagers bei Nürnberg, wo der König einer mehr als doppelten Uebermacht trotzte, die Schlacht an der Alten Feste und endlich der blitzschnelle Zug zur Befreiung Sachsens, der Gipfelpunkt in der Feldherrnlaufbahn des königlichen Heerführers.

Die Strategie Tillys war derjenigen Gustav Adolfs entschieden unterlegen. Aber mit dem Eintritt Wallensteins in die Operationen, also mit dem Frühjahr 1632, kam Gustav Adolf vor das Angesicht eines Gegners, der ihm in organisatorischer Begabung, Genialität der Pläne und dem Manövrieren im Feldkriege in vielen Stücken gewachsen war. Der kaiserliche Feldherr besass ein scharfes Verständnis für den strategischen Zusammenhang und die Gewaltigkeit des im Reiche geführten Kampfes. Er hatte ein starkes Gefühl der Notwendigkeit einer einheitlichen katholischen Führung bei Bekämpfung Gustav Adolfs und hat tatsächlich die Kommandogewalt im Sommer 1632 auch über das Heer Maximilians ausgeübt. Politisch so gut wie ungebunden konnte er seinen strategischen Absichten ungehemmt folgen. Eine Umbildung des Heeres nach schwedischem Muster — wenn der Feldherr dies gewollt hätte — gab die Zeit nicht zu. Er griff zu dem modifizierten niederländischen Systeme, welches die deutschen Protestanten im Kriege angewendet hatten und noch anwendeten. Dazu fügte er die entwickelte Feuertechnik der Schweden.

Wallenstein bekämpfte also zum Teil den Schwedenkönig mit dessen eigenen Waffen. In strategischer Hinsicht glückte es ihm, die Initiative an sich zu reißen. Er hatte in seinem Druck auf Sachsen einen kräftigeren Hebel als der König durch seinen Einbruch in Bayern. Beim Vormarsch gegen Sachsen hatte der kaiserliche Feldherr die Basis, die Erblande, dicht hinter sich, während der König eigentlich mit verkehrter Front stand.

Indessen, wenn auch die beiden Feldherren in der Kriegsführung manches gemeinsam hatten, in einer Hinsicht waren sie ganz verschieden — in ihrer Anschauung über die Schlacht. Wallenstein wich ihr noch immer grundsätzlich aus. Beim König trat dagegen nach Breitenfeld das ganz bestimmte Streben nach der Entscheidung auf dem Schlachtfeld zutage. Es kam, wie schon vorher angedeutet, sozusagen naturgemäss, mit den grösseren Machtmitteln und der Vollendung des Instruments, das der Meister führte. Breitenfeld war nach einer zwanzigjährigen Laufbahn

des Königs als Heerführer die erste Schlacht grösseren Stils. In den sieben letzten Monaten seines Lebens hat er *drei Schlachten* geschlagen, und es waren alles Angriffsschlachten. Dies war etwas für die Zeit ganz Unerhörtes und es ist bezeichnend für die Entwicklung des Feldherrntums Gustav Adolfs. Die drei Schlachten schlug er noch dazu unter sehr erschwerten Verhältnissen. Bei *Rain am Lech* galt es, den Feind nach einem Flussübergange angesichts einer verschanzten Stellung — für sich selbst ein Wagnis — anzugreifen. An der *Alten Feste bei Nürnberg* ging er zum Angriff auf ein verschanztes Lager von ganz ausserordentlicher Stärke und von einem im grossen ganzen gleich starken Gegner besetzt. Endlich bei *Lützen* griff er in einer Frontalschlacht eine feldbefestigte Stellung an, von der er vermuten musste, dass sie von einem überlegenen Gegner gehalten wurde, während dazu noch seine eigene Infanterie durch die Macht der Umstände bedeutend an Kampfkraft eingebüsst hatte. Es waren Aufgaben, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch kein Feldherr seiner Zeit zu unternehmen gewagt hätte — nicht einmal Tilly, der vor einem solchen Unternehmen bei Werben zurückwich.

Das Feldherrntum Gustav Adolfs wuchs strategisch und taktisch mit den Aufgaben. In einer Hinsicht blieb er stets derselbe — in jenem frischen Reitergeist und kecken Wagemut, die ihn Zeit seines Lebens beseelten. Wohl ging er dabei manchmal zu weit. Aber der rein persönliche Einsatz als Soldat war ein Glied seines Führertums als Erzieher und Feldherr. An der Spitze seiner Reiterei verschaffte er sich persönlich einen unschätzbaren Einblick in die Lage beim Feinde, im Gefecht begeisterte er seine Soldaten durch sein persönliches Beispiel zu den grössten Taten. Unter der Führung Gustav Adolfs haben die Truppen das Menschenmögliche geleistet. Und zuletzt bei Lützen, in der furchtbar kritischen Lage bei dem Angriff *Piccolominis*, hat er wohl da zu viel getan, konnte die Schlacht ohne sein persönliches Eingreifen zum Siege geführt werden? Wer kann es sagen? Es lag nicht in dem Charakter des Königs, sich selbst zu schonen, es war gegen seine Natur. Dies war vielleicht, was sein Feldherrntum betrifft, ein Fehler, aber gleichzeitig auch eine grosse Quelle seiner Macht. Die Soldaten und das Volk vergötterten ihn. Und so hat er denn auch noch in seiner Sterbensstunde eine der grössten Taten aller Zeiten vollbracht. Er befähigte das zurückgeschlagene, des grossen Führers beraubte Heer, in grenzenloser Hingabe an den geliebten Kriegsherrn das Uebermenschliche zu leisten. Es errang ihm nach seinem Tode den letzten Sieg auf dem Schlachtfeld, einen Sieg, der über den Ausgang des Feldzuges entschied und das Werk Gustav Adolfs rettete.